



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2008

**Weshalb die Welt so ist, wie wir sie sehen : Berkeleys These der
Unfehlbarkeit unserer Wahrnehmung**

Saporiti, Katia

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-8114>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Saporiti, Katia (2008). Weshalb die Welt so ist, wie wir sie sehen : Berkeleys These der Unfehlbarkeit unserer Wahrnehmung. In: Perler, Dominik; Wild, Markus. Sehen und Begreifen : Wahrnehmungstheorien in der frühen Neuzeit. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 265-286.

Katia Saporiti

Weshalb die Welt so ist, wie wir sie sehen

Berkeleys These der Unfehlbarkeit unserer Wahrnehmung

„Das glaube ich erst, wenn ich es sehe!“ Redensarten wie diese und der Umstand, dass wir öfter von Augen- als von Ohrenzeugen sprechen, scheinen darauf hinzuweisen, dass wir uns insbesondere auf unseren Gesichtssinn verlassen, wenn es um die Erkundung der Wirklichkeit geht. Wie vor ihm Aristoteles und in der Neuzeit Descartes, Malebranche oder Locke nennt auch der irische Philosoph George Berkeley (1685–1753) das Sehvermögen das umfassendste und vorzüglichste unserer Sinnesvermögen.¹ Berkeley zufolge kann diese Vorzüglichkeit allerdings nicht in der besonderen Zuverlässigkeit der visuellen Wahrnehmung liegen (im Vergleich etwa zur Zuverlässigkeit der haptischen oder der olfaktorischen Wahrnehmung), sondern allenfalls darin, dass unser Sehvermögen in besonderem Maße dazu geeignet ist, uns vor Gefahren für unser leibliches Wohl zu warnen.

[Z]u diesem Zweck scheint den Lebewesen der Gesichtssinn verliehen zu sein, damit sie nämlich durch die Wahrnehmung sichtbarer Vorstellungen [...] imstande seien, [...] den Schaden oder Nutzen vor auszusehen, der auf die Berührung ihres eigenen Körpers mit diesem oder jenem Körper, der sich in einer Entfernung befindet, wahrscheinlich folgt. (V § 59)²

-
- 1 Vgl. Berkeleys Widmung des *Versuch über eine neue Theorie des Sehens* an Sir John Percival; Aristoteles, *Metaphysica* I, 1, 980a21–26, *De Anima* III, 3, 429a2–3; Descartes, *La Dioptrique* I, AT VI, 81, *Les Principes de la Philosophie* IV, 195, AT IX, 314 („AT“ steht für die von Ch. Adam & P. Tannery besorgte Gesamtausgabe der Werke Descartes’ in 11. Bd. Dem Sigel „AT“ folgen Bandnummer und Seitenzahl); Malebranche, *Recherche de la vérité* I, 6; Locke, *Essay Concerning Human Understanding* II, 9, 9.
 - 2 Auf Berkeleys Werke wird mit folgenden Siglen und Kurztiteln verwiesen: „V“ und „Versuch“ für *Versuch über eine neue Theorie des Sehens*, „P“ und „Prinzipien“ für *Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis*, „DD“ und „Drei Dialoge“ für *Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous*, „PT“ für *Philosophisches Tagebuch*.

Was ihre Zuverlässigkeit anbetrifft, so sind alle unsere Sinne gleichauf: Sie sind unfehlbar.

Mit der These der Unfehlbarkeit unserer Wahrnehmung hofft Berkeley den Skeptizismus widerlegen zu können, den er als ernsthafte Bedrohung des Glaubens und der menschlichen Erkenntnis ansieht. Anhänger der pyrrhonischen Skepsis, die sich zur Zeit Berkeleys insbesondere auf Pierre Bayles *Dictionnaire historique et critique* stützen, bestreiten jeden Wissensanspruch. Dem Skeptiker zufolge können wir weder wissen, ob die Dinge, die wir wahrzunehmen meinen, tatsächlich existieren und die Eigenschaften besitzen, die wir an ihnen wahrzunehmen glauben, noch können wir wissen, ob Gott existiert. Berkeley dagegen ist davon überzeugt, dass die wahrnehmbare Welt so ist, wie wir sie wahrnehmen, und dass sich uns die Existenz Gottes gerade in der Sinneswahrnehmung offenbart. Seine Philosophie ist als Gegenentwurf zu den metaphysischen Systemen der Neuzeit zu verstehen, die in seinen Augen dem Skeptizismus den Boden bereiten. Wie Berkeley die Unfehlbarkeit der Wahrnehmung im Rahmen dieses Gegenentwurfs begründet, soll im Folgenden dargelegt und erörtert werden.

1 Die Geometrie bringt uns nicht zum Sehen

In seinem 1709 erschienenen *Versuch über eine neue Theorie des Sehens* entwickelt Berkeley einige Thesen über das Sehen, die er in seinem philosophischen Hauptwerk, der 1710 erschienenen *Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis*, auf alle unsere Sinne und das mit ihnen Wahrgenommene überträgt. Es sind dies insbesondere die Thesen von der Heterogenität der Gegenstände des Gesichts- und des Tastsinns, vom Fehlen einer notwendigen Beziehung zwischen diesen Gegenständen, vom Zusammenfassen dieser Gegenstände zu komplexeren Gegenständen, das erst durch den menschlichen Geist geleistet werde, und von der Funktion des Sichtbaren, das uns als Zeichen für das Tastbare diene. Diese Thesen ergeben sich für Berkeley als Teil einer Antwort auf die im *Versuch* aufgeworfene Frage, *wie* wir sehen, was wir sehen.

Wie nehmen wir beispielsweise Entfernungen wahr? Descartes hatte behauptet, dass wir die Entfernung eines Gegenstands, den wir erblicken, anhand der Einfallswinkel der von ihm reflektierten und auf unsere Augen treffenden Lichtstrahlen beurteilen (AT VI, 137f.). Je geringer der Einfallswinkel (je divergierender die Strahlen, die vom erblickten Punkt ausgehen) im Verhältnis zum Pupillendurchmesser, desto geringer ist die Entfer-

nung des Gegenstandes, den wir im Schnittpunkt der Strahlen erblicken. Je stumpfer der Winkel ist, in dem sich die optischen Achsen schneiden, wenn wir einen Gegenstand erblicken (der sich in einer Entfernung von uns befindet, die in einem wahrnehmbaren Verhältnis zum Augenabstand steht), desto geringer ist die Entfernung des Gegenstands zu uns. Descartes spricht von einer „natürlichen Geometrie“ (AT VI, 137), auf der die visuelle Wahrnehmung beruhe.

Berkeley hält die Annahme, „die Geometrie brächte uns zum Sehen“ (V § 52), für unplausibel und weist Descartes' rationalistische Analyse mit folgender Überlegung zurück: Eine durch die Wahrnehmung gewonnene Idee gelangt entweder unmittelbar in unseren Geist oder sie wird durch eine andere Sinnesidee angeregt. Die Idee der Entfernung von etwas, das wir sehen, gelangt beim Sehen insofern nicht unmittelbar in den Geist, als wir die Entfernung selbst, in der sich ein Gegenstand zu uns befindet, nicht sehen können. In diesem Punkt glaubt sich Berkeley mit den Anhängern der geometrischen Optik einig. Fasst man nämlich die Entfernung als eine mit dem Ende auf das Auge gerichtete Linie auf, so kann die Projektion dieser Linie auf den Augenhintergrund stets nur einen Punkt ergeben, unabhängig davon, wie weit ein Gegenstand von uns entfernt und wie lang damit eine zwischen uns und ihm gezogene Linie wäre (V § 2). Wenn die Idee der Entfernung von etwas, das wir sehen, beim Sehen nicht unmittelbar in den Geist gelangt, muss sie durch andere Ideen, die wir beim Sehen gewinnen, vermittelt werden. Wenn wir beispielsweise sehen, wie jemand aus Scham errötet, sehen wir die Scham selbst nicht, aber die durch den Gesichtssinn gewonnene Idee der Röte gibt uns die Idee der Scham ein (V § 9). Welche der beim Sehen gewonnenen Ideen vermitteln uns aber die Idee der Entfernung? Berkeley zufolge können dies nicht die Ideen der Linien und Winkel sein, die der im Rahmen der geometrischen Optik angestellten Entfernungsberechnung dienen, weil wir diese Linien und Winkel nicht wahrnehmen (V § 12). Sie reflektieren kein Licht und sind selbst nicht sichtbar. Wir nehmen sie aber auch mit keinem anderen Sinn wahr. Sie existieren gewissermaßen gar nicht, sondern sind nichts anderes als Bestandteile mathematischer Hypothesen, die für die Berechnung von Entfernungen nützlich sind (V § 14).³ Berkeley stört sich nicht in erster Linie daran, dass wir nicht bemerken, wie wir beim Sehen die von Descartes beschriebene Entfernungsberechnung durchführen. Es geht ihm vielmehr

3 Zu Berkeleyys Begriff der mathematischen Hypothese s. *De Motu* §§ 17, 28, 39f., 66 f. und vgl. Saporiti 2006, 289–298.

darum, dass dieser Berechnung eine empirische Grundlage fehlt. Keiner unserer Sinne liefert uns beim Sehen Ideen der Linien und Winkel, die der Berechnung der Entfernung des Gesehenen dienen könnten. Berkeley beharrt jedoch darauf – und erweist sich hierin als Empirist –, dass die Wahrnehmung von Entfernungen eine Grundlage in der Erfahrung haben muss.

Ein anderer und für Berkeley aufschlussreicher Einwand gegen die Lehren der geometrischen Optik ergab sich aus ihrer Unvereinbarkeit mit einem von Isaac Barrow geschilderten Phänomen. Die geometrische Optik ging (zu Recht) davon aus, dass die von einem Gegenstand reflektierten und auf das Auge treffenden Lichtstrahlen umso stärker divergieren, je näher sich der wahrgenommene Gegenstand vor unseren Augen befindet. Daraus hat man die These abgeleitet, dass die Strahlen, die von einem sehr weit (bzw. unendlich weit) entfernten Gegenstand reflektiert werden, parallel auf das Auge treffen, aber niemals konvergierend. Denn ein Konvergieren der Strahlen hätte bedeutet, dass sich der wahrgenommene Gegenstand in einer mehr als unendlich großen Entfernung vom Betrachter (bzw. hinter ihm) befindet. Deshalb behauptete Kepler, dass kein deutlich sichtbarer Punkt so strahlt, dass seine Strahlen dort, wo sie aufs Auge treffen, konvergieren.⁴ Barrow aber, den Berkeley im *Versuch* zitiert (V § 29), stellte fest, dass die von einem Hohlspiegel reflektierten oder von einer doppelt konvexen Linse (einer Sammellinse oder einem Vergrößerungsglas) gebrochenen Strahlen konvergierend auf das Auge treffen, so dass ihr Schnittpunkt hinter dem Auge liegt. Der Schnittpunkt der von einem Gegenstand ausgehenden, in das Auge einfallenden Strahlen galt der geometrischen Optik als der Punkt, an dem wir den Gegenstand sehen. Damit widersprach der von Barrow geschilderte Fall der Sammellinse der akzeptierten Theorie darüber, wie wir Entfernungen sehen. Weder Barrow noch Molyneux konnten das Problem lösen.⁵ Berkeley zog aus Barrows Ausführungen die Konsequenz, dass der wahrgenommene Ort eines Gegenstands *nicht* am Schnittpunkt der auf das Auge treffenden Strahlen liegt, und suchte nach einer anderen Erklärung der Entfernungswahrnehmung.

Wir können nur deshalb sehen, dass sich jemand schämt, weil es ein sichtbares Indiz dafür gibt, dass er sich schämt: Er wird rot. Welche Hinweise liefert uns die Wahrnehmung hinsichtlich der Frage, wie weit entfernt die

4 Kepler, *Dioptrice*, LXV (*Gesammelte Werke*, Bd. IV, 376); s. a. Kepler, *Ad vitellionem Paralipomena*, cap. 3, prop. 8 f. (*Gesammelte Werke* II, 66 f.).

5 Barrow, *Lectiones*, lect. 18 § 13; Molyneux, *Dioptrica nova*, prop. 31 § 9.

von uns erblickten Dinge sind? Bei großen Entfernungen (die in keinem wahrnehmbaren Verhältnis zum Augenabstand stehen) liegen die Dinge Berkeley zufolge einfach. Wir beurteilen sie unter Rückgriff auf bestimmte Erfahrungen. Wir schließen beispielsweise daraus, dass wir zwischen uns und dem betreffenden Gegenstand eine Reihe von Dingen sehen, von denen wir wissen, dass sie einen bestimmten Raum einnehmen, dass sich der Gegenstand in einiger Entfernung von uns befindet. Ebenso legt die geringe Größe eines erblickten Gegenstands, der uns, wie wir wissen, aus der Nähe gesehen und betastet viel größer erschiene, eine große Entfernung nahe. Hierin glaubt sich Berkeley mit den Vertretern der traditionellen Optik einig (V § 3): Grosse Entfernungen nehmen wir nicht unmittelbar wahr (wir sehen sie nicht), sondern wir lernen, sie aus bestimmten Hinweisen zu erschließen. Ganz analog verhält es sich Berkeley zufolge auch mit geringen Entfernungen (deren Verhältnis zum Augenabstand wahrnehmbar ist). Wir entnehmen sie bestimmten Hinweisen, die uns die Wahrnehmung liefert: der Schärfe, mit der wir Dinge erkennen, der Stellung unserer Augen und der Anstrengung, die es uns kostet, die Dinge zu fokussieren. Diese Hinweise zu deuten, ermöglicht uns allein die Erfahrung. Wir sind es gewohnt, dass wir Gegenstände umso verschwommener sehen, je näher sie sind, und sie umso schärfer erkennen, je weiter sie entfernt sind, dass wir unsere Augen drehen, wenn wir den Abstand unserer Pupillen verringern, um einen näher kommenden Gegenstand zu erkennen, und dass die Anstrengung beim Fokussieren eines Gegenstands nachlässt, wenn wir uns von ihm entfernen. Es ist die Erfahrung, nicht die Geometrie, die uns das Sehen von Entfernungen lehrt. Weil die Entfernung stets mit bestimmten anderen Ideen einhergeht, ist sie für uns durch die Erfahrung mit diesen Ideen korreliert, so dass diese Ideen uns die Idee der Entfernung nahe legen (Berkeley spricht von „suggestion“ und benutzt meist das Verb „to suggest“).

Die Sammellinse ist für Berkeley besonders aufschlussreich, weil sie belegt, dass die wahrnehmbaren Hinweise auf eine Entfernung nicht notwendig, sondern nur durch die Erfahrung mit der Entfernung verknüpft sind, so dass die Wahrnehmung der Entfernung von unseren individuellen Erfahrungen abhängt. Der Normalsichtige, für den (in einem bestimmten Bereich) eine geringere Schärfe eine geringere Entfernung anzeigt, wird beim Blick durch das Vergrößerungsglas getäuscht. Für ihn sieht es aus, als käme ein Gegenstand auf ihn zu, während er sich tatsächlich von ihm entfernt. Der Kurzsichtige erliegt dieser Täuschung nicht. Berkeley führt dies darauf zurück, dass wir die Entfernung anhand dessen beurteilen, was zu sehen wir gewohnt sind: Wir sehen die Dinge mehr oder weniger scharf,

je nachdem, wie nah sie sich vor unseren Augen befinden. Aber dem Kurz-sichtigen zeigt die zunehmende Schärfe etwas anderes an als dem Normalsichtigen, nämlich ein Abnehmen der Entfernung (V § 37).⁶ Zwischen der Schärfe, mit der wir etwas sehen, und der Entfernung, in der wir es sehen, besteht also kein notwendiger Zusammenhang. „Und wenn es der gewöhnliche Lauf der Natur gewesen wäre, dass ein Objekt um so verschwommener erschiene, je weiter entfernt es sich befindet, so hätte mit Sicherheit dieselbe Wahrnehmung, die jetzt bewirkt, dass wir denken, ein Objekt nähere sich, bei uns die Einbildung hervorgerufen, es entferne sich. Dieselbe Wahrnehmung ist, wenn man sie getrennt von Gewohnheit und Erfahrung betrachtet, ebenso geeignet, die Vorstellung großer Entfernung, wie auch die kleiner oder auch überhaupt keiner Entfernung hervorzubringen“ (V § 26).

Die Erkenntnisse der geometrischen Optik und die Beschreibung physiologischer Aspekte der visuellen Wahrnehmung reichen Berkeley zufolge – so zutreffend sie auch sein mögen – nicht für eine Erklärung, *wie* (oder warum) wir sehen, was wir sehen.⁷ In welcher Entfernung wir etwas sehen, hängt von unseren bisherigen Erfahrungen ab. Beim Sehen interpretieren wir die auf uns einwirkenden Reize und unsere physiologisch bedingte Reaktion auf sie vor dem Hintergrund unserer Erfahrung. Eine Erklärung des Sehens muss deshalb auch die psychologischen Vorgänge berücksichtigen, die dazu führen, dass wir bestimmte Dinge miteinander assoziieren. Aufgrund der Erfahrung, dass bestimmte Wahrnehmungen mit bestimmten anderen einhergehen, können wir nicht umhin, die Dinge so zu sehen, wie wir sie sehen. Die Anstrengung unserer Muskeln, die wir beim Bewegen der Augen und Fokussieren von Gegenständen empfinden, sowie die Verschwommenheit oder Schärfe, mit der wir Gegenstände erkennen, rufen nur deshalb die Idee einer bestimmten Entfernung des erblickten Gegenstands hervor, weil sie durch unsere Erfahrung mit dieser Idee korreliert sind.

6 Vgl. Berkeleys *Philosophisches Tagebuch*, Nr. 170.

7 Vgl. Belfrage 2006, 206f.

2 Die Heterogenität der Gegenstände des Gesichts- und des Tastsinns

Die propriozeptiven Empfindungen, die wir beim Bewegen unserer Augen und beim Fokussieren haben, sind haptische Empfindungen. Wenn wir anhand dieser Empfindungen die Entfernung eines erblickten Gegenstands beurteilen, sehen wir die Entfernung nicht, sondern wir fühlen sie. Was Schärfe und Verschwommenheit betrifft, so ist es zwar das Auge, mit dem wir einen Gegenstand mehr oder weniger scharf erblicken, aber Schärfe und Verschwommenheit sind etwas anderes als geringere und größere Entfernung. Berkeley gelangt deshalb zu der Auffassung, dass wir weder Entfernungen noch entfernte Gegenstände *sehen*. Der Gesichtssinn allein vermittelt uns weder die Idee irgendeiner Entfernung noch die Ideen entfernter Gegenstände, „[...] so dass ich – streng genommen und wahr gesprochen – weder Entfernung an sich sehe, noch etwas, das ich als etwas Entferntes auffasse. Ich behaupte: Weder Entfernung noch Dinge, die sich in einer Entfernung befinden, werden wirklich durch den Gesichtssinn wahrgenommen“ (V § 45). Streng genommen sehen wir nach Berkeley nur Farben und Licht – Farbverteilungen in unserem Gesichtsfeld, die zwar (in einem bestimmten Sinn) größer oder kleiner, verschwommener oder klarer, stärker oder schwächer werden können, die uns aber niemals näher kommen oder sich von uns entfernen können (V § 50). Die Idee der Entfernung gewinnen wir aus den Empfindungen des Tastsinns. Dass jemand einen Gegenstand in einer gewissen Entfernung sieht, bedeutet Berkeley zufolge nichts anderes, als dass er nach dem Durchmessen einer gewissen Entfernung diese und jene visuellen Eindrücke haben wird, die für gewöhnlich mit diesen und jenen haptischen Eindrücken einhergehen, wobei die zurückgelegte Entfernung anhand der mit dem Tastsinn erfahrbaren Bewegung des eigenen Körpers bestimmt wird (V § 45).

Bedenken wir es recht, so erkennen wir nach Berkeley, dass wir nicht sehen, was wir fühlen, und nicht fühlen, was wir sehen. „Das, was ich sehe, ist nur eine Mannigfaltigkeit von Licht und Farbe. Das, was ich fühle, ist hart oder weich, heiß oder kalt, rau oder glatt. Welche Ähnlichkeit, welche Verknüpfung haben diese Vorstellungen mit jenen?“ (V § 103) Die Empfindungen unseres Gesichts- und unseres Tastsinns sind einander gänzlich unähnlich und stehen in keiner notwendigen Beziehung zueinander. Was sie verbindet, ist allein unsere Erfahrung, die uns lehrt, dass sie systematisch korreliert auftreten. Berkeleys Heterogenitätsthese geht jedoch über

diese Behauptung hinaus. Sie besagt, dass es sich bei den Gegenständen des Gesichts- und des Tastsinns um verschiedene, voneinander unabhängige Objekte handelt, von denen nur die Gegenstände des Tastsinns tatsächlich außerhalb des Geistes existieren. Das, was wir sehen, Farben und Helligkeiten, identifiziert Berkeley hingegen schon im *Versuch* mit den Ideen bzw. Empfindungen, die wir beim Sehen haben. Tastbare Eigenschaften kommen also Gegenständen zu, die wir nicht sehen können, und sichtbare Qualitäten sind keine Eigenschaften tastbarer Gegenstände. Wir unterscheiden zwischen den Gegenständen des Gesichts- und des Tastsinns nur deshalb nicht, weil die Empfindungen dieser Sinne in der Erfahrung denkbar eng miteinander verknüpft sind. Wir unterscheiden beispielsweise nicht zwischen dem sicht- und dem tastbaren Baum. Weil es für uns zweckmäßig ist, fassen wir Gegenstände des Gesichts- und des Tastsinns im Geist zu Gegenständen zusammen, die wir mit jeweils nur einem Namen belegen – z. B. „Baum“. Um aber zu verstehen, wie wir die Lage oder Größe der so zusammengefassten, heterogenen Gegenstände mit dem Gesichtssinn erkennen, müssen wir zwischen ihrer sichtbaren und ihrer tastbaren Lage bzw. Größe unterscheiden.

Zunächst ist festzuhalten, dass wir, wenn wir von *der* Größe eines Gegenstands sprechen, stets seine tastbare Größe meinen. Denn kein Gegenstand besitzt eine feste und beständige sichtbare Größe. Die Dinge verändern ihre sichtbare Größe, wenn wir uns ihnen nähern oder uns von ihnen entfernen (V § 55). Die Frage, wie wir Größe sehen, ist also genauer als Frage danach zu verstehen, wie wir die Größe tastbarer Objekte durch den Gesichtssinn wahrnehmen. Qua definitionem können wir die tastbare Ausdehnung und Gestalt eines Gegenstands natürlich ebenso wenig *sehen*, wie wir Entfernungen sehen können. Aber während es eine sichtbare Entfernung nicht gibt, weisen die (zusammengesetzten) Gegenstände neben ihrer tastbaren Größe auch eine sichtbare (scheinbare) Größe auf. Die sichtbare Größe von etwas bemisst sich danach, einen wie großen Anteil unseres Gesichtsfeldes es einnimmt. Die scheinbare Ausdehnung ist nicht unendlich teilbar, sondern setzt sich aus einer Anzahl so genannter Sehminima (kleinster mit dem Gesichtssinn wahrnehmbarer Einheiten) zusammen. Die Anzahl der Sehminima, die in unserem Gesichtsfeld Platz finden, hängt offensichtlich von der Kraft unseres Augenlichts ab.

Die sichtbare Größe eines Gegenstands liefert uns einen Hinweis auf seine tastbare Größe, da sie sich zu dieser proportional verhält. Weitere mit dem Gesichtssinn wahrnehmbare Hinweise auf die tastbare Größe eines Objekts sind die Verschwommenheit oder Schärfe, mit der wir es sehen,

und die Stärke oder Schwäche seiner Erscheinung (die visuell bewertete Lichtintensität oder Leuchtdichte). Bei einer konstant bleibenden sichtbaren Größe halten wir einen Gegenstand für umso kleiner, je verschwommener wir ihn wahrnehmen, und für umso größer, je deutlicher wir ihn erkennen. Wenn wir ihn zudem nur schwach wahrnehmen, dann halten wir ihn für noch größer (V § 56). Freilich steht keiner dieser Hinweise in einer notwendigen Beziehung zur (tastbaren) Größe des erblickten Gegenstands.

Es ist auch evident, dass die Verschwommenheit und Schwäche ebenso wenig eine notwendige Verknüpfung mit geringer oder bedeutender Größe haben, wie sie eine mit geringer oder bedeutender Entfernung haben. Wie sie unserem Geist die letztere suggerieren, so suggerieren sie ihm auch die erstere. Und folglich: Wenn wir es nicht aus der Erfahrung hätten, würden wir in unserem Urteil ebenso wenig eine schwache oder verschwommene Erscheinung an bedeutende oder geringe Größe knüpfen, wie wir sie an bedeutende oder geringe Entfernung knüpfen würden. (V § 58)

Mit seiner neuen Theorie des Sehens kann Berkeley auch erklären, wie wir beim Sehen die Lage oder Position des Gesehenen erkennen. Den Prinzipien der geometrischen Optik zufolge müssten wir eigentlich alles verkehrt herum sehen, d. h. auf dem Kopf stehend und seitenverkehrt – entsprechend dem Bild, das die in das Auge einfallenden Strahlen auf die Retina projizieren. Descartes und Molyneux hatten sich nicht anders als mit dem Hinweis zu helfen gewusst, dass letztlich nicht das Auge, sondern der Geist sehe.⁸ Dieser betrachte die jeweiligen Lichtreize auf der Netzhaut und die sich kreuzenden Geraden, auf denen sie vom Objekt ins Auge gelangten, so dass er, was er im oberen Teil des Auges wahrnehme, als vom unteren Teil des Objekts herkommend ansehe und umgekehrt. Descartes hatte dies anhand eines Blinden illustriert, der einen senkrecht vor ihm stehenden Gegenstand mit Hilfe zweier sich kreuzender Stöcke (einer großen Schere vergleichbar) betastet. Der Blinde halte dasjenige für den oberen Teil des Gegenstands, was er mit dem in der unteren Hand liegenden Stock berühre, und umgekehrt dasjenige für den unteren Teil des Gegenstands, woran er mit dem von der oberen Hand gehaltenen Stock anstoße (AT VI, 134 ff.). Berkeley entlarvt das Problem des aufrechten Sehens als ein Scheinproblem. Berücksichtigt man die Heterogenität der Objekte des Gesichts- und des Tastsinns, dann ergibt sich, dass das eigene Netzhautbild niemals irgendetwas verkehrt herum darstellen kann.

8 Descartes, *La Dioptrique* VI, AT VI, 141; Molyneux, *Dioptrica nova*, prop. 28 § 4, S. 105.

In Bezug auf die menschliche Gestalt beispielsweise bedeutet „aufrecht“ eine senkrechte Stellung, in der die Füße der Erde am nächsten sind und der Kopf am weitesten von der Erde entfernt ist. Wenn wir uns auf die eigentlichen Objekte des Gesichtssinns und damit auf die sichtbare Lage der Dinge beschränken, entsteht im Zusammenhang mit unserem Netzhautbild kein Problem. Wenn wir einen Menschen sehen, dann befinden sich dessen Füße auch in dem Bild auf unserer Retina nahe der Erde, während sein Kopf am weitesten von der Erde entfernt ist (V § 114). Der Eindruck, irgendetwas stünde auf dem Kopf, könnte allenfalls dann entstehen, wenn man zwischen zwei Betrachtungsweisen hin und her wechselte: zwischen der Perspektive des Wahrnehmenden und der Perspektive, die ein anderer einnehmen kann, der von außen auf die Netzhaut des Wahrnehmenden blickt. Ihm mögen die Retinabilder des anderen verkehrt herum erscheinen, weil er sie zu anderen Dingen, die er neben (und außerhalb) dieser Bilder sieht, ins Verhältnis setzt. Daraus dürfen wir jedoch nicht schließen, dass die Bilder für den Wahrnehmenden verkehrt herum sind, denn der sieht seine eigenen Netzhautbilder nicht, bzw. er sieht nichts, im Verhältnis zu dem sie ihm die Dinge verkehrt herum zeigen könnten (V § 116).

Das aufrechte Sehen wird Berkeley zufolge nur dann zum Problem, wenn wir die Heterogenität sicht- und tastbarer Objekte vernachlässigen und glauben, die Lage eines sichtbaren Objekts anhand seiner Entfernung zu tastbaren Gegenständen oder die Lage tastbarer Dinge anhand ihrer Entfernung zu etwas Sichtbarem bestimmen zu können (V § 111). Nur dann nämlich kann man die unsinnige Frage aufwerfen, wie es zugeht, dass uns, wenn wir einen Menschen sehen, dessen (sichtbarer) Kopf weiter von der (sichtbaren) Erde entfernt zu sein scheint als seine Füße, obwohl er in unserem Auge an einem Ort abgebildet wird, der weiter von der (tastbaren) Erde entfernt ist als derjenige, an dem seine Füße abgebildet werden. Die ganze Schwierigkeit beruht auf der falschen Annahme, dass wir mit Hilfe unseres Sehvermögens über die Lage sichtbarer Gegenstände anhand ihrer Entfernung zur tastbaren Erde urteilen (V § 113).

Tatsächlich beurteilen wir die Lage tastbarer Objekte anhand haptischer Empfindungen, wobei wir gelernt haben, das „unten“ zu nennen, wohin Körper (insbesondere unser eigener Körper) aufgrund ihrer Schwere streben (V § 93). „Sichtbare“ räumliche Verhältnisse eröffnet uns erst die Erfahrung, dass sich die sichtbaren Dinge auf bestimmte Weise verändern, wenn wir unsere Augen (oder unseren Körper und mit ihm unsere Augen) bewegen. Die Empfindungen, die es uns ermöglichen, Ausdrücke wie „oben“, „unten“, „aufrecht“ oder „verkehrt herum“ auch auf Sichtbares

anzuwenden, sind haptische Empfindungen insbesondere beim Bewegen der Augen und beim Heben und Senken des Kopfes. Wir nennen, was wir durch eine Aufwärtsbewegung der Augen oder des Kopfes wahrnehmen können, „oben“, und was wir durch eine Abwärtsbewegung sehen können, „unten“. Allein die Erfahrung lehrt uns, die Objekte des Gesichtssinns so mit den Objekten des Tastsinns zu verbinden, dass wir imstande sind, mit Hilfe unseres Gesichtssinns die Lage tastbarer Dinge wahrzunehmen – ihre Lage zu „sehen“. Der einfache Grund, aus dem wir gerade das, was im unteren Teil des Auges abgebildet wird, als das ansehen, was oben liegt, besteht darin, dass wir die Erfahrung gemacht haben, dass wir es durch eine Aufwärtsbewegung des Auges deutlich sehen. Berkeley ist sich darüber im Klaren, dass es eine Frage der Gewöhnung ist, wie herum wir die Dinge sehen. In sein *Philosophisches Tagebuch* notiert er folgende Frage: „Welches Urteil würde der, der immer durch eine Umkehrlinse gesehen hat, über oben und unten fällen“ (PT Nr. 148).

Weil uns der Gesichtssinn keine Idee der Entfernung liefert, gewinnen wir durch ihn allein auch keine räumliche Vorstellung. Räumliches Sehen wäre ohne den Tastsinn nicht möglich, weil wir genau genommen nur ein ständig wechselndes Spiel von Farben und Licht sehen.

Alles das, was mit dem Sehvermögen eigentlich wahrgenommen wird, läuft auf nichts anderes hinaus als auf Farben mit ihren Variationen und verschiedenen Verhältnissen von Licht und Schatten. Die dauernde Unbeständigkeit und Flüchtigkeit dieser unmittelbaren Objekte des Gesichtssinns macht es uns unmöglich, sie nach Art geometrischer Figuren zu behandeln. (V § 156)

Nicht nur die Idee der räumlichen Tiefe, auch die Idee einer zweidimensionalen Ausdehnung können wir nach Berkeley nicht durch den Gesichtssinn allein gewinnen. Denn anders, als man vielleicht meinen möchte, hat das, was wir eigentlich sehen (was wir allein durch das Sehvermögen wahrnehmen), keine zweidimensionale Ausdehnung (V §§ 157 f.). Wir sehen keine farbigen Flächen oder Farbflecken, wie oft behauptet wird. Um die zweidimensionale Ausdehnung oder Gestalt eines Objektes zu erfassen, müssen wir begreifen, wie Teile des Objektes im Verhältnis zueinander angeordnet sind: welche Teile über oder unter, rechts oder links von welchen anderen Teilen liegen und welche Teile von welchen anderen weiter oder weniger weit entfernt sind. Aber die eine solche Ordnung allererst stiftenden Elemente sind zum einen die haptische Empfindung des nach unten Strebens, die uns bewusst macht, was oben und was unten ist, und zum anderen die haptischen Empfindungen, die eine Überwindung einer Entfernung begleiten, die uns bewusst machen, was Entfernung ist. Um in

dem beständigen Fluss von Farben, Licht und Schatten einzelne Farbflecken ausmachen zu können, müssen wir sie als separate Einheiten ansehen können. Sichtbare Einheiten aber erkennen wir nur dadurch, dass wir sie mit den Augen festhalten – sie sind für uns das, was wir fokussieren und dem wir mit den Augen folgen können. Beides bedarf eines Zusammenspiels der Empfindungen des Gesichtssinns mit haptischen Empfindungen.

Eine Voraussetzung des räumlichen Sehens ist die Verknüpfung von Ideen des Gesichts- und des Tastsinns zu heterogenen Objekten. Nur weil wir den sichtbaren und den tastbaren Baum als einen wahrnehmbaren Gegenstand ansehen, existiert er für uns als ein sichtbarer Körper (dem eine Ausdehnung zukommt). Der tast- und sichtbare Körper ist uns nicht gegeben, sondern er wird vom Geist aufgrund der Erfahrung einer systematischen Korrelation bestimmter Empfindungen konstruiert. Wie wir unsere Ideen zu komplexeren Einheiten bündeln, was wir als Dinge ansehen, die wir mit verschiedenen Sinnen wahrnehmen können, hängt von unseren Zielen und Zwecken ab und variiert mit den veranlagungs- und umgebungsbedingten Unterschieden zwischen den Wahrnehmenden. Wir betrachten unsere Umgebung im Hinblick darauf, was unserem Wohlergehen dient oder schadet (V § 59). Was uns dabei jeweils als ein Ding gilt, ist nicht etwas, das als „eines“ gegeben wäre, sondern eine vom Geist hervorgebrachte Kombination von Ideen oder Vorstellungen (*ideas*):

Jede Vorstellungskombination wird vom Geist als ein einziges Ding betrachtet und als Zeichen dafür mit einem einzigen Namen markiert. Nun ist dieses Benennen und Kombinieren von Vorstellungen vollkommen willkürlich und wird vom Geist so ausgeführt, wie es die Erfahrung als äußerst passend zeigt. (V § 109)

Das Zusammenfassen oder Bündeln unserer Ideen ist jedoch nur insofern willkürlich oder beliebig (*arbitrary*), als das Resultat – dasjenige, was wir als Einheit ansehen, wie z. B. ein sowohl mit dem Gesichts- als auch mit dem Tastsinn wahrnehmbarer Körper – uns nicht gegeben ist, sondern erst durch eine Leistung des Geistes hervorgebracht wird. Das Zusammenfassen oder Bündeln ist aber insofern ganz und gar nicht willkürlich, beliebig oder zufällig, als es erstens nicht bewusst unternommen wird (also keinen Willensakt beinhaltet, sondern unwillkürlich geschieht), zweitens durch die Erfahrung bedingt und drittens danach ausgerichtet ist, was uns nutzt oder schadet. Berkeley schließt aus seinen Überlegungen zum Sehen, dass uns das Sichtbare Zeichen für das Tastbare ist. Die Empfindungen des Gesichts- und des Tastsinns sind nicht notwendig miteinander verknüpft, aber die

Welt ist so eingerichtet, dass sie in einer Weise systematisch korreliert sind, dass uns unsere Erfahrung in die Lage versetzt, unsere Ideen so zu bündeln, dass wir tastbare Körper „sehen“ und auf diese Weise drohende Gefahren und nutzbringende Umstände rechtzeitig erkennen und meiden bzw. suchen können. Berkeley gelangt zu der Auffassung, dass die sichtbaren Dinge ein System von Zeichen bilden, das als Sprache angesehen werden kann.

Aus alldem können wir, meine ich, mit Recht schließen, dass die eigentlichen Objekte des Sehens eine universale Sprache des Schöpfers der Natur bilden, durch die wir unterrichtet werden, wie wir unsere Handlungen einrichten müssen, um die Dinge zu erreichen, die für die Erhaltung und das Wohlbefinden unseres Leibes nötig sind, wie auch zur Vermeidung all dessen, was ihm nachteilig und schädlich sein kann. [...] Und die Art und Weise, wie sie uns die Objekte, die sich in einer Entfernung befinden, bezeichnen und kenntlich machen, ist dieselbe wie die der Sprachen und Zeichen aufgrund menschlicher Vereinbarung, die ja die bezeichneten Dinge nicht aufgrund natürlicher Ähnlichkeit oder Identität suggerieren, sondern nur aufgrund einer gewohnheitsmäßigen Verknüpfung zwischen ihnen, zu deren Beachtung uns die Erfahrung geführt hat. (V § 147)

3 Wahrnehmbare Dinge als Bündel von Ideen

Während es Berkeley im *Versuch* darum geht, dass wir die ganz und gar unähnlichen und voneinander unabhängigen Objekte des Gesichts- und Tastsinns zu komplexen und in sich heterogenen Gegenständen zusammenfassen, vertritt er in den *Prinzipien* und in den *Drei Dialogen* die Auffassung, dass wahrnehmbare Gegenstände insgesamt nichts anderes sind als Zusammenfassungen oder Bündel von Ideen. Dabei unterscheidet er nicht zwischen Empfindungen und Sinnesideen (durch die Sinne gewonnenen Ideen) und identifiziert Sinnesideen mit wahrnehmbaren Eigenschaften.

Wenn nun beobachtet wird, dass mehrere dieser Ideen [mit denen uns die Sinne versorgen] einander begleiten, so erhalten sie einen Namen und werden infolgedessen als *ein* Ding aufgefasst. So geschieht es zum Beispiel, dass eine bestimmte Farb-, Geschmacks-, Geruchsqualität, Gestalt und stoffliche Beschaffenheit, nachdem beobachtet worden ist, dass sie regelmäßig zusammen auftreten, als ein Ding angesehen und mit dem Namen *Apfel* belegt werden. Andere Konfigurationen von Ideen bilden einen Stein, einen Baum, ein Buch und ähnliche Sinnendinge [*sensible things*]. (P § 1)

Im *Versuch* hatte Berkeley nur die Objekte des Gesichtssinns mit Ideen identifiziert. In den *Prinzipien* dagegen gelten ihm die Gegenstände jedes unserer Sinne nur mehr als Ideen.⁹ Er bemerkt dazu:

Dass die eigentlichen Objekte des Sehens weder außerhalb des Geistes existieren noch Bilder externer Dinge sind, wurde in eben jener Abhandlung gezeigt. Für die Objekte des Tastsinns wurde freilich noch das Gegenteil angenommen – nicht als ob die dort vertretene Lehre jenen gemeinen Irrtum zur Voraussetzung hätte, sondern weil es nicht in meiner Absicht lag, ihn in einer Abhandlung über das *Sehen* zu untersuchen und zu widerlegen. (P § 44)

Sinnlich wahrnehmbare Dinge wie Äpfel, Steine, Bäume und Bücher sind also Bündel wahrnehmbarer Eigenschaften, und wahrnehmbare Eigenschaften sind Ideen. (Berkeley spricht wahlweise von *collections*, *combinations* oder *congeries of ideas* bzw. *of sensible qualities*, ohne dass sich jedoch ein Bedeutungsunterschied ausmachen ließe.) Nicht jede beliebige Ansammlung sinnlich wahrnehmbarer Eigenschaften konstituiert einen Gegenstand. Zwar fassen wir unsere Ideen zu Bündeln zusammen, aber es steht nicht in unserem Belieben, welche Ideen wir als ein Ding betrachten wollen. Dafür, dass wir den Apfel als einen Gegenstand betrachten, sind Gewohnheiten verantwortlich, die wir bereits in frühestem Kindesalter auszubilden beginnen. Diese Gewohnheiten stellen sich ein, weil unsere Sinnesideen in bestimmten systematischen Korrelationen auftreten. Auf das Bestehen dieser systematischen Zusammenhänge unserer Sinnesideen haben wir keinen Einfluss.

Bündel von Ideen sind selbst wiederum (komplexe) Ideen, und Berkeley zufolge nehmen wir sowohl Ideen (wahrnehmbare Eigenschaften) als auch Ideenbündel (wahrnehmbare Gegenstände) unmittelbar wahr (DD 3, 230).¹⁰ Es tritt nichts zwischen uns und die Dinge, die wir wahrnehmen – keine Idee, kein geistiges Bildchen, keine mentale Repräsentation, oder sonst eine Entität, die vom Wahrgenommenen verschieden wäre. Denn die wahrgenommenen Dinge sind selbst die Ideen. Damit verwirft Berkeley eine Grundannahme des repräsentationalistischen Realismus, dem zufolge die von uns wahrgenommenen Dinge außerhalb und unabhängig von unserem Geist existieren, und immer dann, wenn wir sie wahrnehmen, Ideen in uns hervorrufen, die die wahrgenommenen Dinge repräsentieren (Ideen dieser Dinge sind) und uns auf diese Weise Kenntnis von ihnen vermitteln. Dieses Bild hatte die skeptische Frage heraufbeschworen, wie wir jemals

9 Zu Berkeleys Begründung seines Idealismus vgl. Saporiti 2006, Kap. IV.

10 Dem Sigel „DD“ folgen die Nummer des Dialogs und die Seitenzahl in Bd. II der von Luce und Jessop besorgten Gesamtausgabe der Werke Berkeleys in 9 Bänden.

wissen können, dass unsere Ideen ihre Ursachen korrekt repräsentieren, da wir keine Möglichkeit haben, unsere Ideen mit den sie verursachenden Dingen (die uns nur vermittels unserer Ideen zugänglich sind) zu vergleichen. Indem Berkeley Ideen zu Dingen macht, blockiert er die skeptischen Konsequenzen der These, dass wir unmittelbar nur unsere eigenen Ideen wahrnehmen. Berkeleys Idealismus ist ein Versuch, uns vor einer unheilvollen erkenntnistheoretischen Position zu bewahren, der zufolge wir allenfalls mittelbares Wissen über die wahrnehmbare Welt erlangen können (P § 87).

Wahrnehmbare Dinge mit Ideen zu identifizieren, scheint nun allerdings ein hoher Preis dafür zu sein, dass man den Argumenten des Skeptikers entgeht. Denn mit der Unterscheidung zwischen Idee und Ding scheint man die Wirklichkeit preiszugeben. Berkeley rührt nach eigenem Dafürhalten aber keineswegs an die Wirklichkeit der Dinge (P § 34). Er verwirft die Annahme der Existenz materieller Gegenstände als eine unhaltbare Spekulation über die Ursachen unserer Ideen, will aber an der realen Existenz der Dinge festhalten. Den Begriff der formalen Existenz, der traditionell dem der objektiven Existenz gegenübersteht, gibt Berkeley auf, so dass die objektive Seinsweise der Dinge zu ihrer einzigen Seinsweise wird. (Sie existieren nur, indem sie einem Subjekt Objekt sind.) Aber auch im Rahmen der Metaphysik Berkeleys soll den wahrnehmbaren Dingen eine von der Wahrnehmung und dem Denken des Menschen unabhängige, dauerhafte Existenz zukommen. Da Ideen Berkeley zufolge nur im Geist existieren, d. h. dann und nur dann, wenn sie perzipiert werden – da es also keine Ideen gibt, die niemand hat –, ist nicht leicht zu sehen, wie dies zugehen könnte. Berkeley gesteht zu, dass die Existenz der uns umgebenden wahrnehmbaren Dinge unmöglich davon abhängen kann, dass wir sie wahrnehmen. Aber er schließt hieraus nicht auf die vom Geist unabhängige Existenz wahrnehmbarer Gegenstände (darauf, dass die Existenz wahrnehmbarer Dinge nicht in ihrem Wahrgenommenwerden besteht), sondern auf die Existenz eines alles wahrnehmenden Geistes. Gott und nicht eine materielle, vom Geist unabhängige Substanz garantiert die kontinuierliche Existenz und das den Naturgesetzen entsprechende Verhalten wahrnehmbarer Dinge (P § 57).

Wie unterscheidet man vorgestellte, geträumte oder einge bildete Dinge von wirklichen Dingen, wenn es keinen Unterschied zwischen Idee und Ding gibt? Berkeley versucht dem Unterschied zwischen Imagination und Wirklichkeit gerecht zu werden, indem er zwischen zwei Arten von Ideen unterscheidet: Vorstellungsideen und Sinnesideen. Tische, Stühle, Äpfel, Töne, Gerüche und Temperaturen, all die Dinge, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können, sind nach Berkeley Sinnesideen (*ideas of sense*).

Einbildungen, Vorstellungen, Erinnerungen usw. sind Vorstellungsideen (*ideas of imagination*). Der ontologische (bzw. genealogische) Unterschied zwischen Sinnes- und Vorstellungsideen liegt darin, dass erstere von Gott in uns hervorgerufen werden, während wir letztere selbst hervorbringen. Gott lässt unsere Sinnesideen Naturgesetzen gehorchen und offenbart uns so seine Existenz und Güte. Für uns erkennbar unterscheiden sich Sinnesideen von Vorstellungsideen darin, dass sie geordneter, lebhafter und weniger willkürlich sind als diese (P § 33). Der Vorwurf, Berkeleys Philosophie erlaube keine Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Vorstellung, lässt sich nicht aufrechterhalten. Denn Gott oder einen endlichen Geist als Ursache zu haben, ist für eine Idee jeweils eine notwendige und hinreichende Bedingung dafür, eine Sinnes- oder eine Vorstellungsidee zu sein. Nur unsere Sinnesideen haben eine von uns verschiedene und unabhängige Ursache.

Nun sind wir gewöhnlich dazu in der Lage, Wirklichkeit und Vorstellung auseinander zu halten. Wie also ist Berkeleys Unterscheidung zwischen Sinnes- und Vorstellungsideen epistemologisch zu bewerten? Ob eine Idee von Gott in uns hervorgerufen wurde oder nicht, können wir der Idee als solcher nicht entnehmen. Berkeley behauptet nicht, dass unsere Sinnesideen eine Art Stempel „Made in Heaven“ tragen, der uns über ihre Herkunft aufklärt. Was jedoch die Lebhaftigkeit unserer Sinnesideen und ihr unwillkürliches Auftreten anbetrifft, so ergeben sich aus diesen Merkmalen offensichtlich keine notwendigen und hinreichenden Bedingungen dafür, dass es sich bei einer unserer Ideen um eine Sinnesidee (und damit um einen Aspekt der Wirklichkeit) handelt. Nicht nur kann man sich Dinge überaus lebhaft ausmalen oder einbilden, sondern auch Vorstellungsideen stellen sich, u. a. beim Träumen, unwillkürlich ein. Bleibt die relative Geordnetheit unserer Sinnesideen – der Umstand, dass sie in ihren Abfolgen und Kombinationen den Naturgesetzen gehorchen. Wie gut sich eine Idee in das System unserer Sinnesideen einfügt, lässt sich der Idee selbst nicht entnehmen. Um herauszufinden, ob eine Idee mit unseren vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sinnesideen in Einklang steht und ob sie zu den Sinnesideen anderer endlicher Wesen passt, müssen wir sie mit anderen Ideen vergleichen, die Zukunft abwarten und andere befragen. Als endliche Wesen können wir deshalb nur zu Wahrscheinlichkeitsaussagen darüber gelangen, was wirklich ist und was nicht. Grundsätzlich können uns künftige Ereignisse eines Besseren belehren und dazu zwingen, unsere Urteile zu revidieren. Auch nach Berkeleys Voraussetzungen können wir uns also darüber irren, was wirklich ist und was nicht. Wäre der Vorwurf berechtigt, dass Berkeley die Wirklichkeit auf eine Art Traum reduziere,

dann wäre es nicht möglich, sich in dieser Hinsicht zu täuschen. Insofern uns alle Merkmale des Wirklichen aber nur bedingt Gewissheit darüber verschaffen, wann wir es mit unabhängig von uns existierenden Dingen zu tun haben, ist Berkeleys Position skeptischen Angriffen ebenso ausgesetzt wie die Position des repräsentationalistischen Realisten. Durch die Identifizierung wahrnehmbarer Dinge mit Ideen scheint dem Skeptiker gegenüber in dieser Frage nichts gewonnen worden zu sein.

4 Wahrnehmungsfehler und Irrtümer

Wahrnehmbare Gegenstände sind nichts anderes als Bündel wahrnehmbarer Eigenschaften. Eine materielle Substanz, der diese Eigenschaften inhärieren, existiert nach Berkeley nicht. Wahrnehmbare Eigenschaften ihrerseits sind Ideen, deren Existenz in ihrem Perzipiertwerden besteht. Demzufolge müssen wahrnehmbare Dinge offenbar genau die Eigenschaften haben, die wir an ihnen wahrnehmen, und insofern wir von unseren eigenen Ideen vollständige und unmittelbare Kenntnis haben, können wir uns darüber, welche Eigenschaften wir an den Dingen wahrnehmen, nicht irren. Folgerichtig behauptet Berkeley, dass unsere Wahrnehmung unfehlbar ist. Wahrnehmbare Dinge sind genau so, wie wir sie wahrnehmen. Sieht beispielsweise ein Ruder, das zur Hälfte in das Wasser getaucht ist, für uns gekrümmt aus, dann ist dieses Ruder genau so, wie es aussieht: gekrümmt. Unsere Sinnesideen können uns zu der irrigen Annahme verleiten, dass wir auch dann ein krummes Ruder sehen werden, wenn das Ruder wieder aus dem Wasser auftaucht. Aber unser Irrtum bestünde dann nicht darin, ein gerades Ruder für gekrümmt zu halten, sondern darin, andere Sinnesideen zu erwarten als die, die wir tatsächlich haben werden (DD 3, 238). Über die Beschaffenheit wahrgenommener Dinge können wir uns nicht täuschen. Aber ausgehend von Sinnesideen können wir zu falschen Urteilen darüber gelangen, welche Sinnesideen wir unter kontrafaktischen Umständen hätten. Vor solchen Fehlschlüssen können wir uns u. a. dadurch schützen, dass wir die Welt wissenschaftlich erforschen und verstehen lernen, wie die Natur funktioniert, d. h. die geregelte Art und Weise kennen lernen, in der ihr Schöpfer in uns Ideen hervorbringt.

Aber, so möchte man einwenden, jenes Ruder, verändert es denn jedes Mal seine Gestalt, wenn es in das Wasser eintaucht, wieder auftaucht und wieder eintaucht? Krümmt und streckt es sich abwechselnd? Berkeleys Antwort lautet, dass wir es genau genommen nicht mit nur einem,

sondern nacheinander mit mehreren Rudern zu tun haben. Wir fassen verschiedene aufeinander folgende Ideen zusammen und betrachten sie als einen Gegenstand. *Aber*, so wird man weiter einwenden wollen, selbst während des Zeitraums, in dem das Ruder im Wasser bleibt, kann das Ruder nicht einfach so sein, wie es uns zu sein scheint. Denn wenn ich meine Hand ins Wasser tauche und am Ruder entlang führe, fühlt es sich gerade an, während es gekrümmt aussieht. Und dasselbe Ruder kann doch nicht gleichzeitig gekrümmt und gerade sein. Nein, lautet Berkeleys Antwort. Streng genommen nehmen wir mit verschiedenen Sinnen nie denselben Gegenstand wahr (DD 3, 245). Wir fassen die Ideen verschiedener Sinne zusammen und erachten sie für ein Ding. *Aber*, so wird man weiter einwenden wollen, verschiedene Menschen nehmen dieselben Dinge unterschiedlich wahr. Während ich ein hellbraunes Ruder sehe, nimmt mein Vordermann, der eine getönte Sonnenbrille trägt, ein orangefarbenes Ruder wahr. Haben wir beide Recht? Ist das Ruder gleichzeitig hellbraun und orange? Nein, entgegnet Berkeley. Streng genommen können zwei Personen nicht dasselbe Objekt wahrnehmen (DD 3, 247). Wir fassen die von verschiedenen Menschen zu verschiedenen Zeitpunkten und mit verschiedenen Sinnen perzipierten Ideen zusammen und betrachten sie als ein Ding.

Nun aber scheint es, als sei uns durch die Identifizierung des Wahrgenommenen mit unseren Ideen die transtemporale, transsensorische und transpersonale Identität des Wahrnehmbaren abhanden gekommen. Zwar besitzen wir insofern unangreifbares Wahrnehmungswissen, als wir uns über unsere eigenen Ideen nicht täuschen können, aber das kann nicht von Belang sein im Hinblick auf unsere Fähigkeit, Erkenntnisse über eine von uns unabhängig existierende Welt zu gewinnen – eine Welt, die uns durch den Verlust wahrnehmbarer Dinge, die wir mit mehreren Sinnen zu verschiedenen Zeitpunkten intersubjektiv beobachten können, überdies gerade verloren gegangen zu sein scheint. Berkeley zufolge gewinnen wir die wahrnehmbaren Dinge im gewöhnlichen Sinn des Wortes erst durch das Bündeln unserer Ideen. Dieses Bündeln ist uns aufgrund der systematischen Zusammenhänge möglich, die zwischen unseren Sinnesideen bestehen. Weil wir bestimmte systematische Zusammenhänge zwischen den durch verschiedene Sinne und zu verschiedenen Zeitpunkten sowie zwischen den von uns und den von anderen in der Sinneswahrnehmung gewonnenen Ideen gewohnt sind, fassen wir sie zu Bündeln zusammen, die wir jeweils für ein Ding erachten. Über die systematischen Zusammenhänge aber, die zwischen den Ideen bestehen – darüber, welche Ideen

stets gemeinsam auftreten, welche Ideen auf welche anderen folgen usw. –, können wir uns im Einzelfall irren.

Nun nimmt auch der Repräsentationalist nicht an, sich darüber irren zu können, dass ein wahrgenommener Gegenstand für ihn so und so aussieht. Auch dem Repräsentationalisten zufolge irren wir uns nicht über unsere eigenen Empfindungen oder die Ideen, die ein Gegenstand in uns hervorruft und die uns den Gegenstand repräsentieren. Und es ist eben nur das Aussehen, das der Gegenstand für uns als Wahrnehmende gerade hat, über das wir Berkeley zufolge unfehlbares Wissen besitzen. Wir können uns nur darüber nicht irren, wie uns etwas momentan erscheint: wie es für uns aussieht, wie es sich anfühlt, wie es riecht, schmeckt und klingt. Berkeley postuliert mit seinem unfehlbaren Wahrnehmungswissen also in einer wesentlichen Hinsicht nicht mehr, als auch der Repräsentationalist und Realist uns zubilligt. Unser unfehlbares Wahrnehmungswissen ist ein Wissen über unsere eigenen Ideen. Diese Ideen repräsentieren uns den Gegenstand Berkeley zufolge allerdings nicht, sondern machen ihn zusammen mit anderen Ideen aus. Weil sie in diesem Sinne Teil des Gegenstands sind, ist unser unfehlbares Wahrnehmungswissen ein Wissen über den wahrgenommenen Gegenstand. Dieser Gegenstand ist ein Bündel von Ideen, zu dem neben unseren eigenen Ideen auch die Ideen Gottes gehören, von denen die dauerhafte Existenz des Gegenstands abhängt, sowie alle Ideen, die Gott endlichen Wesen eingibt, die den betreffenden Gegenstand irgendwann wahrnehmen. Wahrnehmbare Gegenstände mögen damit in unseren Augen zu äußerst eigenartigen Gebilden geworden sein, aber Berkeley hält dem entgegen, dass es nicht verständlicher und überdies in sich widersprüchlich sei, wenn man behaupte, wahrnehmbare Gegenstände seien selbst nicht wahrnehmbare, materielle Substanzen, denen wahrnehmbare Eigenschaften inhärierten, deren Träger sie seien (P §§ 9–21).

Der durch die Naturgesetze garantierte, systematische Zusammenhang der zu einem Ideenbündel gehörenden Ideen kann nach Berkeley durchaus jene Aufgaben erfüllen, die seine Gegner der materiellen Substanz zudenken. Dieser Zusammenhang ist die objektive Grundlage für das Zusammenfassen von Ideen zu Bündeln von Ideen und damit zu wahrnehmbaren Gegenständen im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Naturgesetze sind Berkeley zufolge nichts anderes als Regelmäßigkeiten, mit denen Gott Sinnesideen in uns hervorbringt (P § 30). Zwischen unseren Sinnesideen bestehen keine notwendigen Beziehungen. Ideen sind ganz und gar passiv und können nichts bewirken. Was wir in der wahrnehmbaren Welt als Ursache und Wirkung ansehen, verhält sich in Wahrheit wie Zeichen und Bezeichnetes

zueinander. Ein Feuer warnt uns vor dem Schmerz, den wir empfinden, wenn wir ihm zu nahe kommen, aber es verursacht ihn nicht. Der Schmerz ist keine Wirkung der erlittenen Verbrennung, sondern zeigt uns an, dass wir dem Feuer zu nahe gekommen sind und eine Verletzung erlitten haben (P § 65). Berkeley begreift das Naturgeschehen als Äußerung Gottes, der uns mitteilt, wie wir uns verhalten können, um unsere Ziele und Zwecke zu erreichen. In jeder seiner Äußerungen (in jedem von uns beobachteten Geschehen) offenbart sich Gottes Existenz und Güte. Mit dieser semiotischen Deutung des Naturgeschehens überträgt Berkeley seine These, es gebe keine notwendige Beziehung zwischen den Objekten des Gesichts- und des Tastsinns, und seine Auffassung des Sichtbaren als einer Sprache auf alle Sinne und ihre Gegenstände.¹¹

Berkeley gewinnt gegenüber dem Repräsentationalisten im Hinblick auf die Unangreifbarkeit unseres Wahrnehmungswissens kaum etwas. Obwohl wir nach seiner Auffassung die Dinge selbst wahrnehmen, ist unsere aus der Wahrnehmung der Dinge gewonnene Erkenntnis der Existenz und Beschaffenheit wahrnehmbarer Dinge nicht gewisser oder umfangreicher als diejenige des Repräsentationalisten. Dennoch ist die Welt Berkeley zufolge im folgenden Sinn so, wie wir sie sehen: Zum einen sind uns die Dinge, die wir sehen, nicht einfach gegeben. Als Gegenstände, die eine Weile existieren, auch von anderen gesehen werden und von uns mit verschiedenen Sinnen wahrgenommen werden, sind sie vielmehr Konstruktionen – Produkte geistiger Bündelungsaktivitäten. Zum anderen haben die Dinge, die wir sehen, nach Berkeley genau jene Eigenschaften, die wir an ihnen sehen, und sie haben diese Eigenschaften nur, weil und insofern wir sie sehen. Denn sie bestehen aus unseren Ideen.

Literatur

Primärliteratur

- Aristoteles, *Metaphysica*, hrsg. von W.D. Ross, Oxford: Clarendon Press 1970.
 Aristoteles, *De Anima*, hrsg. von W.D. Ross, Oxford: Clarendon Press, 1961.

11 Zu Berkeleys Vorstellung einer Sprache der Natur vgl. Saporiti 2006, Kap. IX.

- Barrow, I., *Lectiones XVIII Cantabrigiae in scholis publicis habitae, in quibus opticorum phaenomenon genuinae rationes investigantur, ac exponuntur*, London 1669.
- Bayle, P., *Dictionnaire historique et critique*, Rotterdam 1697.
- Berkeley, G., *The Works of George Berkeley, Bishop of Cloyne*, 9 Bde., hrsg. von A. A. Luce & T. E. Jessop, Edinburg 1948–1957.
- , *Versuch über eine neue Theorie des Sehens*, hrsg., übers., eingel. und mit Anmerkungen versehen von W. Breidert, Hamburg: Meiner 1987 (*An Essay Towards a New Theory of Vision*, Dublin 1709).
- , *Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis*, hrsg. und übers. von A. Kulenkampff, Hamburg: Meiner 2004 (*A Treatise Concerning the Principles of Human Knowledge*, Dublin 1710).
- , *Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous*, dt. von R. Richter, überarb. von A. Kulenkampff, hrsg., eingel. und mit Anmerkungen versehen von W. Breidert, Hamburg: Meiner 2005 (*Three Dialogues between Hylas and Philonous*, London 1713).
- , *Über die Bewegung oder über das Prinzip und die Natur der Bewegung und über die Ursache der Bewegungsmittelung*, in: *George Berkeley, Schriften über die Grundlagen der Mathematik und Physik*, hrsg. und übers. von W. Breidert, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1985, 208–243 (*De Motu; Sive De Motus Principio & Natura, et de Causa Communicationis Motuum*, London 1721).
- , *Alciphron oder der kleine Philosoph*, dt. von L. & F. Raab, hrsg. und eingel. von W. Breidert, Hamburg: Meiner 1996 (*Alciphron; or, The Minute Philosopher in Seven Dialogues*, London 1732).
- , *Philosophisches Tagebuch*, hrsg., übers., eingel. und mit Anmerkungen versehen von W. Breidert, Hamburg: Meiner 1979 (*Philosophical Commentaries*, Bd. II in *Works of George Berkeley*)
- Descartes, R., *Oeuvres de Descartes*, 11 Bde., hrsg. von Ch. Adam & P. Tannery, Paris 1897–1910, J. Vrin.
- , *Principia Philosophiae*, Amsterdam 1644 (*Les Principes de la Philosophie*, Paris 1647).
- , *La Dioptrique*, Leiden 1637
- Kepler, J., *Dioptrice*, Augsburg 1611 (Bd. IV in *Johannes Kepler. Gesammelte Werke*, hrsg. von M. Caspar & F. Hammer, München: C. H. Beck 1941).
- , *Ad vitellionem Paralipomena, quibus astronomiae pars optica traditur*, Frankfurt 1604 (Bd. II in *Gesammelte Werke*, hrsg. von M. Caspar, München: C. H. Beck 1938).

- Locke, J., *An Essay Concerning Human Understanding*, London 1690 (hrsg. von P. H. Nidditch, Oxford: Clarendon Press 1975).
- Malebranche, N., *De la Recherche de la Vérité où l'on traite de la nature de l'esprit de l'homme, & de l'usage qu'il en doit faire pour éviter l'erreur dans les Sciences*, Paris 1674–1675 (hrsg. von G. Rodis-Lewis, 2 Bde., Paris 1965 und 1967, Librairie Philosophique J. Vrin).
- Molyneux, W., *Dioptrica nova*, London: Benj. Tooke 1692.

Sekundärliteratur

- Belfrage, B., „The Scientific Background of George Berkeley's Idealism“, in: *Eurigena, Berkeley, and the Idealist Tradition*, hrsg. von S. Gersh & D. Moran, Notre Dame (Indiana): University of Notre Dame Press 2006, 202–223.
- Saporiti, K., *Die Wirklichkeit der Dinge. Eine Untersuchung zum Begriff der Idee in der Philosophie George Berkeleys*, Frankfurt a. M.: Klostermann 2006.